

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Fügung

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Fügung.

Eine Erzählung nach Thattachen.

I.

Frau Philipeau befand sich kaum in einem Alter von vierzig Jahren, als ihr der Tod den biedern Gatten entriß. Johann Philipeau war Zeichner in einer Kartunfabrik und hatte sein reichliches Auskommen; aber ein halbjähriges Krankenlager verschlang das Ersparte und so hinterließ er seiner Gattin nur die Sorge für den eigenen Unterhalt und für die Pflege der siebenjährigen Waise Lucilie. Gott weiß, wie sauer es der Frau Philipeau geworden, ohne Hilfe der Menschen sich und ihr einziges Kind anständig zu ernähren. Aber wer berechnet die Kraft der Mutterliebe? Frau Philipeau hatte sich in ihrer Jugend zu ihrem Vergnügen mit Sticken beschäftigt; sie suchte nun das, was früher ihre Erholung war, zum Gegenstande des Erwerbes zu machen. Kaum daß der Morgen graute, so saß die Wittve schon am Arbeitstische, und wenn längst die Lichter in der Nachbarschaft ausgelöscht waren, flimmerte noch immer das einsamme Lämpchen in dem Zimmer der biedern Frau, welcher die Sorge um das einzige Kind keine Erholung von der anstrengenden Arbeit gönnte. So vergingen zwölf Jahre. Lucilie war unterdessen zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen. Sie hatte sich die Kunstfertigkeit ihrer Mutter in den verschiedensten Stickerarbeiten angeeignet und machte es sich nun zur Aufgabe, durch den beharrlichsten Fleiß der nunmehr schwachen und kränklichen Frau ein sorgenfreies Leben zu bereiten. Lucilie duldete nicht, daß die theuere Mutter sich nur im mindesten der Arbeit annahm. Das gute Mädchen sorgte für Alles, war auf das kleinste Bedürfnis bedacht und verlor niemals die Heiterkeit, es sei denn, daß die Mutter, deren Gesundheit durch frühere Sorgen und Arbeiten sehr geschwächt war, im Lehnstuhle über Schmerzen klagte; dann aber legte das Mädchen den Stickerahmen bei Seite, setzte sich der lieben Mutter zu Füßen, faßte ihre bleiche welke

Hand und sah ihr so theilnehmend ins Auge, daß die gute Frau ihre Schmerzen vergaß und einen zärtlichen Kuß auf die Stirne des theuern Kindes drückte. —

Luciliens Herz war nicht mehr frei. Sie hatte ihre Zuneigung einem jungen Manne geschenkt, der sich ihr und ihrer Mutter durch verschiedene kleine Dienstleistungen oft gefällig gezeigt. Heinrich Melun, so hieß der junge Mann, war in der That ein sehr biederer Mensch, einer jener schlichten Charaktere, wie sie in der Welt sehr selten, in Paris aber am seltensten sind. Bescheiden und anspruchlos wie er war, hielt ihn jeder für beschränkt, der ihn genauer kennen zu lernen nicht Gelegenheit, oder Lust hatte. Er war aus der südlichen Provinz und war vor drei Jahren nach Paris gekommen wo er als geschickter Formschneider reichliche Beschäftigung fand. Er sah Lucilien häufig bei einem Fabrikherrn, für den sie Stickereien verfertigte und für den er selbst viel arbeitete. Die Bekanntschaft wurde fortgesetzt und gestaltete sich denn zu einem innigen, unauflöselichen Liebesverhältniß. Heinrich hielt um die Hand des Mädchens bei Frau Philipeau an, und diese, welche sein wackeres Herz bei vielen Gelegenheiten genugsam erproben konnte, gab dem Bewerber die günstigste Antwort. Heinrich betrachtete sich von nun an als Glied der Familie. Er war noch fleißiger als früher und brachte den Gewinn seiner Arbeit der Frau Philipeau zur Verwahrung. Jeden Abend stellte er sich regelmäßig bei seiner Geliebten ein, brachte ihr und der Mutter ein kleines Geschenk, oder wenigstens eine Stadtneuigkeit mit, und so saßen drei gute, zufriedene Menschen in vertraulicher Unterhaltung bei einander. Man sprach von der Zukunft, von baldiger Vermählung und häuslicher Einrichtung und von sonstigen Dingen, denen Frau Philipeau in ihrem Lehnstuhle gerne Aufmerksamkeit zu schenken pflegte. Auf diese Weise verging ein Monat um den Andern.

Heinrich mußte wegen seiner beabsichtigten Vermählung eine Reise nach seiner Vaterstadt unternehmen, um daselbst verschiedene Familienangelegenheiten zu ordnen. Diese Reise könnte höchstens eine Abwesenheit von einigen Wochen veranlassen, und so schmerzlich auch eine Trennung von ihrem Geliebten für Lucilie war, so würde sie doch, in der Aussicht auf das baldige schöne Glück, ihre Heiterkeit nicht verloren haben; allein seit mehreren Tagen schien eine ungewöhnliche Veränderung mit Heinrich vorgegangen zu sein. Er war ernster und schweigsamer denn je, und saß oft geraume Zeit an der Seite seiner Braut, in düsteres Hinbrüten versenkt. Vergewissert hat ihn diese, ihr den Gegenstand seines Kummers mitzutheilen. Er schüttelte entweder schweigend das Haupt, oder entschuldigte sich mit seiner Müdigkeit nach angestrengtem Schaffen, kurz: sein Benehmen war dem Mädchen wie der Mutter ganz unerklärlich. Endlich nahte die Stunde des Scheidens. Heinrich war etwas heiterer und versprach, in höchstens drei Wochen wieder in Paris einzutreffen. Man küßte und umarmte sich und vergoß heiße Thränen. Die gute Mutter ließ es an Verhaltensregeln für die Reise nicht fehlen und das Mädchen hatte den Geliebten an tausend Dinge zu erinnern, bis endlich der junge Mann mit feuchtem Auge Braut und Mutter verließ.

II.

Vierzehn Tage waren verstrichen, seit Heinrich Paris verlassen. Daß Lucilie während dieser Zeit oft an ihren Bräutigam gedacht, oft mit ihrer Mutter von ihm gesprochen, bedarf wohl keiner Erwähnung. Die Stunden seit seiner Abwesenheit wurden gezählt, die Stunden bis zu seiner Rückkehr berechnet. Man sann auf eine Ueberraschung, auf einen feierlichen Empfang, kurz: die Phantasie des Mädchens war fast nur mit ihm allein beschäftigt. Lucilie hatte eine Freundin, die muntere Marie. Mariens Eltern wohnten seit dreißig Jahren dicht neben der Frau Philipeau und so wurden die Mädchen schon in ihrer frühesten Kindheit mit einander vertraut. Marie war ein lebhaftes, fast ausgelassenes Mädchen, das immer scherzte, immer lachte, dabei aber so herzensgut war, daß sie Niemand leiden sehen konnte. In einer einzigen Minute fuhren ihr die verschiedensten

Einfälle durch den Kopf, die sie auch ausführte, wenn es nur irgend möglich war. Lucilie hatte heute in der Cité eine Angelegenheit zu besorgen und bat die Freundin, sie dahin zu begleiten. Marie stellte sich ein und bald verließen beide Mädchen die Frau Philipeau, welche zur baldigsten Rückkehr ermahnte. Auf dem Wege machte Marie solche drollige Bemerkungen über die Vorübergehenden und Vorüberfahrenden, daß auch Lucilie auf's Heiterste gestimmt wurde und so kamen sie bald unter Scherzen und Lachen in die Nähe der düstern Morgue. Die Morgue ist jene weltberühmte Behausung, in welcher die in oder in der Nähe von Paris aufgefundenen Leichen zur Schau ausgestellt werden. Selbstmörder, Gemordete und sonstige Verunglückte liegen hier nebeneinander auf Pritschen hingestreckt, bis irgend ein Verwandter, Bekannter oder Freund sich meldet und nähere Auskunft ertheilt, oder bis gänzliche Verwesung die Bestattung nothwendig macht. Ueber dem Haupte jeder Leiche hängt die Kleidung, in welcher man dieselbe gefunden und ich brauche dem Leser wohl nicht erst begreiflich zu machen, wie wahrhaft grauenerregend der Anblick dieser Morgue ist und welche starke Nerven dazu gehören, um den Anblick in dem Innern dieser Behausung ertragen zu können. Marie hatte schon oft Lucilien erfucht, mit ihr das gräßliche Todtenhaus zu besuchen; Lucilie hatte aber der Freundin diese Bitte stets abgeschlagen. Jetzt bat sie so dringend und gab so viele Gründe zur Rechtfertigung ihres sonderbaren Wunsches an, daß Lucilie endlich, obgleich widerstrebend, nachgeben mußte. Die beiden Mädchen zogen den Schleier tiefer über das Gesicht und traten zögernd und mit klopfendem Herzen in das düstere Thor der Morgue. Vielleicht hatte Marie mehr Herzensangst, als ihre besonnene Freundin; sie erbeuchelte aber eine gewisse Festigkeit und zog Lucilien an diese Fensterwand, die den Hausflur von der Todensalle trennt und durch welche man die hingestreckten Leichname deutlich sehen kann. Kaum aber, daß Lucilie einen Blick auf die Leichenreihen geworfen hatte, als sie mit dem Schrei „Heinrich!“ halb ohnmächtig an den Busen der Freundin sank. Die Diener der Morgue eilten herbei und fragten nach der Ursache dieses Austritts. Lucilie konnte kein Wort hervorbringen; sie deutete, am ganzen Leibe zitternd, auf einen Leichnam, der mit gräßlich zerschossenem Haupte dalag. Marie war trostlos. Sie gehörte zu jenen Naturen, in welchen die schroffsten Gegensätze sich berühren. Von der ausgelassensten Munterkeit konnte sie durch irgend eine Veranlassung zur düstersten Schwermuth gebracht werden und in diesem Augenblicke hatte sie wahrlich Grund genug zur Trostlosigkeit.

Bald kam der Aufseher, ein freundlicher, gebildeter Mann und ließ einige Kleidungsstücke, die über dem bezeichneten Leichnam hingen, herausholen. Die unglückliche Lucilie ward nur zu bald von dem schrecklichen Loose ihres Bräutigams überzeugt. Die Buchstaben H. M., die sie selbst in das seidene Tuch gezeichnet, welches den Hals der Leiche bei deren Auffindung umschlang, so wie die übrigen Kleidungsstücke ließen auch nicht den geringsten Zweifel an ihrem furchtbaren Verluste aufkommen. An dem Leichnam selbst, den der Aufseher auf einer Bahre in ein anstoßendes Gemach bringen ließ, konnte man nichts, als die Körpergestalt wahrnehmen; denn der Kopf war, wie gesagt, fürchterlich zerschmettert. So stand sie nun da, die unglückselige Braut vor der blutigen Bahre und betrachtete mit starrem, glanzlosem Auge die Leiche dessen, auf den sie die ganze Hoffnung ihres Lebens gesetzt und der ihr so schnell, so unbegreiflich schnell und auf eine schauererregende Weise entrisen worden. Sie weinte nicht; denn nur der Schmerz weint. Die Verzweiflung kennt keine Thränen. Marie drückte die Hand der Freundin an ihre Brust und blickte weinend bald auf sie, bald auf den Leichnam und bald auf den theilnehmenden Aufseher. Dieser, dem in seinem ernstern Verufe solche Scenen nicht unerwartet kamen, hatte einen Wager bestellen lassen. Mit welchen Gefühlen fuhren aber die Mädchen nach Hause? —

III.

Der Mensch ist das stärkste und das schwächste Geschöpf zugleich und lebt in einem steten Irrthum über seine Kräfte. Bei kleinen Unannehmlichkeiten dieses Lebens zeigt er sich gewöhnlich schwach bis zur Feigheit; wenn ihn aber das Schicksal mit eisernen Krallen faßt und rüttelt, da erstarkt er und wagt den härtesten, den verzweiflungsvollsten Kampf. Zwei Tage waren seit jenem verhängnißvollen Besuche der Morgue verfloßen.

Man kann sich leicht denken, was Frau Philipeau empfand, als sie aus dem Munde ihrer eigenen Tochter das Schicksal Heinrichs erfuhr. Sie unterdrückte ihren eigenen Schmerz und war nur um die unglückliche Lucilie besorgt, während diese eine gewisse Fassung erheufelte, damit die kränkliche Mutter nicht in eine ernste, bedenkliche Krankheit verfallte. So vergißt wahre reine

Liebe sich selbst in der Sorge um den geliebten Gegenstand. Indessen war Lucilie doch so sehr im Innersten erschüttert und angegriffen, daß sie zu keiner Beschäftigung fähig war. Marie die sich die Schuld an all diesem Unglück zuschrieb, war daher stets bei der Freundin, besorgte deren Arbeit und pflegte die Frau Philipeau womöglich mit noch größerer Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als Lucilie es bisher gethan. Mutter, Tochter und Freundin saßen nun zusammen und suchten sich gegenseitig zu trösten. Marie bedurfte vielleicht des Trostes am meisten. Frau Philipeau und Lucilie waren zart genug, dem guten Mädchen auch nicht den geringsten Vorwurf zu machen. Daß Heinrich der ausschließliche Gegenstand des Gesprächs war, läßt sich leicht denken. Sein ungewöhnlicher Ernst, ja, seine wahrhaft düstere Stimmung in jüngster Zeit, unterlag jetzt den verschiedensten Deutungen. Was sollte ihn zu dem gräßlichen Entschlusse eines Selbstmordes gebracht haben? Oder hat vielleicht ein Anderer Hand an ihn gelegt? Warum hat er seiner Braut, der er doch sonst Alles vertraute, die Ursache seines, wie es schien, sehr tiefen Kummers nicht mitgetheilt? — Solche und ähnliche Fragen wurden unzähligemale aufgeworfen und auf unzählige Weise beantwortet. So viel aber hielten die Frauen für gewiß, daß der gute, wackere Heinrich nicht schuldbeladen von diesem Leben geschieden und daß ein schweres, unerklärbares Verhängniß hier obgewaltet haben mußte. Dies und dergleichen sprachen sie auch am dritten Abend nach jenem finstern Ereigniß. Lucilie saß neben der zärtlichen Mutter, an deren Brust ihr bleiches Haupt ruhte. Marie stand gegenüber und war eben beschäftigt, die Lampe anzuzünden, als sich heftige Schritte vernehmen ließen. Bald öffnete sich die Thüre und herein trat — Heinrich.

IV.

Raum war Heinrich in's Zimmer getreten, als Marie einen heftigen Schrei ausstieß, die Lampe zu Boden warf und sich hinter den Lehnstuhl flüchtete. Mutter und Tochter aber waren wie versteinert und blickten auf die in der Dämmerung fast unerkennliche Gestalt Heinrichs. Dieser konnte sich das Erstaunen der Frauen nicht erklären und stand ihnen einige Zeit schweigend

gegenüber. Die ganze Gruppe hatte etwas Geheimnißvolles, Unheimliches, das sich kaum beschreiben läßt. Endlich unterbrach Heinrich mit folgenden Worten das Schweigen. „Ich bin in der That überrascht, mich auf diese Weise hier empfangen zu sehen. Steig' ich aus dem Grabe? Seh' ich einem Gespenste gleich, oder hab' ich einen Mord begangen, daß ihr so sehr vor mir zurückschaudert?“

Er hatte kaum beendigt, als Lucilie schon weinend an seinem Halse lag. „O Gott!“ schluchzte sie, „wir haben viel, unaussprechlich viel um deinetwillen gelitten. Ein schreckliches, unbegreifliches Geschick scheint seinen Spott mit uns zu treiben. Aber du bist uns wiedergegeben und wir sind glücklich.“

Heinrich konnte sich natürlich diese Worte nicht deuten. Indessen beruhigte er die Frauen, zündete Licht an, drückte der Frau Philipeau, die mehr tod als lebendig im Lehnstuhle saß, herzlich die Hand und bat denn um die Lösung des sonderbaren Räthsels. Lucilie erzählte ihm nun von dem Besuche in der Morgue. Heinrich wurde immer nachdenkender und als seine Braut ihre Rede geschlossen, sagte er mit thränenfeuchten Blicken: „Ich ahne ein Unglück. Wartet auf mich; ich kehre bald wieder.“

Mit diesen Worten stürzte er eilends aus dem Zimmer und ließ die Frauen in neuem Erstaunen zurück.

V.

Auf's heftigste erschüttert kam Heinrich bald zurück. Er wischte sich die Thränen aus den Augen und rief seufzend: „So hat mich meine düstere Ahnung doch nicht belogen!“ Er klärte sodann die Frauen über die Räthsel in dieser Begebenheit auf, indem er ihnen erzählte, daß Baptisi, sein von ihm herzlich geliebter Bruder stets eine Abneigung gegen jeden Lebensberuf gezeigt. „Mit dem entschiedensten Talente begabt“ sagte Heinrich, „hatte sich Baptisi den verschiedensten Fächern gewidmet und ihnen schnell den Rücken gewendet. Ich habe für ihn gethan, was ein Bruder zu thun vermag. Ich habe ihm voriges Jahr Reisegeld nach Amerika gegeben, wo er sich, seinem Versprechen zufolge, irgend einer Lebensthätigkeit widmen wollte. Er verließ Paris. Meine herzlichsten Wünsche begleiteten ihn. Wie groß war aber mein Schrecken, als er vor zwei Monaten in mein Zimmer trat und zwar in einem Zustande, der mein tiefstes Mitleid, meine tiefste Verachtung erregte. Der Unglückselige hatte sich dem Trunke ergeben und sein Aeufferes so sehr vernachlässigt, daß er völlig einem Bettler ähnlich sah. Meine Verzweiflung kannte keine Grenze. Ich bat ihn, ich beschwor ihn, einen besseren Pfad einzuschlagen und die Ehre seiner Familie nicht an den Pranger zu stellen. Er versprach mir, nach Lyon zu gehen und einem dortigen Handlungshause seine Dienste anzubieten. Wiederum unterstützte ich ihn mit Geld und gab ihm die Hälfte meiner Kleider, damit er anständig in Lyon erscheine. Ihr könnt euch das Uebrige denken. Der Bedauernswerthe hat sich wahrscheinlich in der Verzweiflung über sein verfehltes Leben entleibt, und da er meine Kleider trug“ — Heinrich konnte nicht weiter. Der heftige Schmerz ersticke seine Stimme. —